

OTTMAR ETTE

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften /
Humboldt Center for Transdisciplinary Studies

 <https://orcid.org/0000-0002-9725-946X>

Räume des Zusammenlebens in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Seit allen Anfängen der Literaturen der Welt stehen die Räume des Zusammenlebens im Zentrum literarischer Aufmerksamkeit. Ebenso im *Gilgamesch*-Epos wie im chinesischen *Shijing* oder den Erzählungen von *Tausendundeiner Nacht* spielen in allen Schriftkulturen diese Räume der Konvivenz eine entscheidende Rolle bei der Darstellung und Schaffung von Literatur. Die deutschsprachige Literatur hat im 20. und 21. Jahrhundert besondere Formen im Zeichen einer Migration entwickelt, die in unserer Epoche längst einen dramatischen Umfang angenommen und die Literaturen ohne festen Wohnsitz gespeist hat.

Schlüsselwörter: Literaturen der Welt, Literaturen ohne festen Wohnsitz, José F.A. OLIVER, MELINDA NADJ ABONJI, DAVID WAGNER

Spaces of Living Together in the Current Literature in German

From the origins and beginnings of the Literatures of the World, in the Epics of *Gilgamesh*, in the chinese Book of Songs or the tales of Thousandandone Nights, the spaces for living together have played a major role. The shaping of these spaces of

conviviality have created, during a long literary history, the aesthetic expression of literature within very different cultures. In an age of massive migration, German literature is highly characterized by the Literatures with no Fixed Abode.

Keywords: Literatures of the World, Literatures with no Fixed Abode, JOSÉ F.A. OLIVER, MELINDA NADJ ABONJI, DAVID WAGNER

Przestrzenie współlistnienia we współczesnej literaturze niemieckojęzycznej

Od początków literatury światowej przestrzenie współlistnienia znajdują się w centrum uwagi literackiej. Zarówno w eposie o *Gilgameszu*, jak i w chińskim *Shijing* czy w arabskich opowieściach z *Księgi tysiąca i jednej nocy* we wszystkich kulturach pisanych koegzystencja odgrywa decydującą rolę w przedstawianiu i tworzeniu literatury. W XX i XXI wieku literatura niemieckojęzyczna zajmuje się różnymi aspektami problematyki migracyjnej. Migracje przybrały w naszej epoce od dawna dramatyczne rozmiary i zasiły literatury nie osadzone w konkretnych państwach narodowych.

Słowa kluczowe: literatury świata, literatury bez stałego miejsca zamieszkania, JOSÉ F.A. OLIVER, MELINDA NADJ ABONJI, DAVID WAGNER

1. Nachhaltigkeit und Experiment

Das Wissen der Literaturen der Welt, dies gilt es vorab zu betonen, ist ein nachhaltiges Wissen.¹ Es wird aufbewahrt, aber nicht aufgebahrt, denn es befindet sich in ständiger Bewegung und verändert sich rasch unter Rückgriff auf seine historischen Ausformungen. Mit anderen Worten: Das Wissen der Literaturen der Welt wird gerade dadurch konserviert, dass es unablässig transformiert wird. Die Intertextualität eröffnet dabei als grundlegendes Verfahren dieser Literaturen die Möglichkeit, das Vorgefundene – also zuvor bekannte Texte – in den je eigenen Text so zu integrieren, dass das Erfundene sich als ein Oszillieren zwischen einem Bewahren des Vorgefundenen und dessen fundamentaler Transformation erweist. Intertextuelle Beziehungen lassen sich damit als lebendige Relationen der Bewahrung *und* Veränderung, der Fortschreibung durch Transformation, verstehen (vgl. ETTE 2022a:479).

Die Literaturen der Welt entfalten im Sinne dieser Nachhaltigkeit ein Laboratorium des Lebens, in dem die Untersuchungen und Versuche nicht durch Analyse und Segmentierung zur Austreibung des Lebens aus den erforschten Gegen-Ständen vollzogen werden, sondern Lebensmodelle durchgedacht

¹ Zur Geschichte des Begriffs der Nachhaltigkeit vgl. GROBER (2010).

und ausgedacht, durcherlebt² und ausgelebt werden können, ohne dass (zumindest in der Regel) die literarischen Erprobungsräume selbst zu einem Ort verkommen müssten, an dem im Falle eines Scheiterns das Leben selbst zu Tode gebracht würde. Auch dies sind Aspekte des Lebenswissenschaftlichen wie des Lebenswissens, die bei der Behandlung des Zusammenlebenswissens und den spezifischen Räumen der Konvivenz zu beachten sind (vgl. ETTE 2022a:480).

Anders als in anderen Bereichen des Wissens und der (Bio-)Wissenschaften wird das Leben in den Literaturen der Welt nicht beim Sezieren zu Tode gebracht. Im Gegenteil: Gerade die Produktivität des Scheiterns kann hier künstlerisch vor Augen geführt werden, weisen die Poetiken des Scheiterns (vgl. INGOLD / SÁNCHEZ 2008; SÁNCHEZ / SPILLER 2009) doch die Wege eines Wissens, das ohne sein eigenes Scheitern – und damit ohne ein Wissen von den eigenen Grenzen – niemals hätte entstehen können. Die Logiken im Labor der Literatur intensivieren das Leben, womit sie zugleich einer noch immer verbreiteten Austreibung des Lebens aus den Geistes- und Kulturwissenschaften (KITTLER 1980) entgegenwirken. So ist die Nachhaltigkeit der Literatur keineswegs allein auf der thematischen Ebene zu finden, wo es um ein Zusammenleben der Menschen mit den Tieren, den Pflanzen und den Dingen geht, sondern von einer fundamentalen strukturellen Bedeutung für den Erprobungsraum selbst, den die Literaturen der Welt beständig aufs Neue schaffen.

Die Literaturen der Welt bieten in ihrem Experimentierraum ausgefeilte Modelle an, die es erlauben, hochkomplexe Entwicklungen und Abläufe innerhalb eines überschaubaren Lese- und Denk-Raums nachvollziehbar, verstehbar und sinnlich erfahrbar vor Augen zu führen (vgl. ETTE 2022a:481). Denn Literatur bietet Verstehensmodelle von höchster Verdichtung und ästhetischem Anspruch, die von anderen kulturellen oder epochalen Positionen aus lesbar sind oder lesbar gemacht werden können. Diese Lesbarmachung und Lesbarwerdung lassen eine vielstimmige Graphosphäre und Logosphäre entstehen, durch welche die Lesbarkeit der Welt (vgl. hierzu BLUMENBERG 1986) selbstverständlich auch außerhalb der abendländischen Traditionen von vielen Orten her und für viele Orte ermöglicht wird. Das Wissen der Literaturen der Welt ist eines, das auf die Fragen und Blickpunkte der Fragenden reagiert und damit die Fragehorizonte der Forschenden miteinbezieht. Sie bilden kein abgeschlossenes Archiv des Wissens, sondern entwickeln sich ständig dynamisch und nicht vorhersehbar weiter.

² Zum Begriff des Durcherlebens vgl. DILTHEY (1985:139).

Zur Frage der Lesbarkeit gehört zweifellos auch jene der Übersetzbarkeit. Das Wissen der Literaturen der Welt ist ein Wissen, das ohne die Übersetzung³ der Literaturen, ohne die Übertragung ihrer Welten und Landschaften, weder vorstellbar noch denkbar ist. Übersetzung aus anderen Kulturen, aus anderen Sprachen und Epochen ist folglich ein fundamentaler Bestandteil der Literaturen der Welt, deren systemisches Funktionieren ohne Übersetzungsprozesse nicht möglich wäre. Dabei sind diese Übersetzungsprozesse ebenso *intralingual* (innerhalb einer jeweiligen Sprache) wie *interlingual* (in der Übertragung zwischen verschiedenen Sprachen) (vgl. JAKOBSON 1971:260), darüber hinaus aber auch *translingual* (in der komplexen Querung unterschiedlicher Sprachen) angesiedelt und bringen ein Wissen hervor, das nicht von einer einzigen Herkunft, nicht von einer einzigen Zugehörigkeit her gedacht werden kann. Im Übersetzen wird ein Wissen generiert, das als das Wissen der Literaturen der Welt noch in der scheinbar ausgeprägtesten Einsprachigkeit vielsprachig ist (vgl. DERRIDA 1996) und seinerseits bereits auf die künftigen Übersetzungen vorausweist (SAKAI 2009:3ff.), ja diese Übersetzungen bereits in sich, in ihren ‚originalen‘ Texten, enthält (vgl. hinzu den klugen Essay von TAWADA 1996:125-138). Selbst dort, wo keine Übersetzungsprozesse notwendig zu werden scheinen, wo ein Text in einer einzigen Sprache verfasst ist, können im Hintergrund andere Sprachen aktiv sein und die konkrete Herausbildung der Einsprachigkeit generieren, so wie die Präsenz des Rumänischen im Werk der auf Deutsch schreibenden Literaturnobelpreisträgerin HERTA MÜLLER allerorten belegt werden kann (vgl. ETTE 2022a:482).

Die implizite oder explizite Polyphonie ist vor diesem Hintergrund keineswegs nur ein Attribut abendländischen Schreibens. Die Vielstimmigkeit des Wortes im abendländischen Roman der Moderne (vgl. hinzu BACHTIN 1979:154-300) ist ein vielfach verstärktes Echo jener Polyphonien, die im *Gilgamesch*-Epos oder dem *Shi Jing*, in der Rahmenerzählung von *Tausendundeiner Nacht* oder dem *Hohelied* immer schon angeklungen sind und immer deutlicher hörbar werden. Die Kommentare und Deutungen, die Fortschreibungen und Überschreibungen, aber auch die Tilgungen und Streichungen, Verbrennungen und Vernichtungen lassen im Zeichen von Zensur und Zerstörung durch die Jahrtausende hindurch erkennen, welches Potential, welche Wirkmächtigkeit dieses Wissen der Literaturen der Welt durch alle Bücherverbrennungen in Europa, den Amerikas oder Asien hindurch besitzt. Und es ist von Langzeitwirkung, überlebt nicht selten die Kulturen und Zivilisationen, denen es sich verdankt und verschrieben hat. Literaturen haben ein langes Leben – und nicht

³ Vgl. zu kulturtheoretischen Aspekten der Übersetzung u.a. BACHMANN-MEDICK (2009:2-16).

selten auch mehrere Leben, welche nicht durch Bücherverbrennungen – seien es die altchinesischer Kaiser oder nationalsozialistischer Machthaber – beendet werden können (vgl. ETTE 2022a:482).

Auch dort, wo die Literatur keinen Widerstand leistet, zeichnet sie sich doch durch Widerständigkeit aus. Die Literaturen der Welt sind widerständig, weil sie nicht auf Gegen-Diskurse zur Macht (die immer nur die Strukturen der Macht invertieren) reduzierbar sind und sich niemals disziplinieren lassen.

2. Ökologie und Konvivenz

Bereits das *Gilgamesch*-Epos, das aus dem letzten Drittel des zweiten vorchristlichen Jahrtausends stammt und auf vorgängige Fassungen zurückverweist, die bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurückreichen (MAUL 2005:13f.), entfaltet vor unseren Augen eine Welt, die in all ihren Dimensionen von ihrem Protagonisten, von ihrem Helden durchmessen wird. Er misst gleichsam die Räume des Zusammenlebens der Menschen aus, und zwar eines Zusammenlebens der Menschen mit den Göttern, mit anderen Menschen, mit den Tieren, mit der Pflanzenwelt und mit der gesamten natürlichen Umwelt, die in diesem Epos umfassend angeführt wird. Von den ersten Versen dieser Tontafeln aus dem weiten Raum Mesopotamiens geht eine Bewegung der Welterkundung aus, die in der gebundenen Form des Epos die miteinander verbundenen Räume durchmisst und der eigenen Erkenntnis, dem eigenen Weltbewusstsein in Form einer kontinuierlichen, kontinentalen Bewegung zuführt (vgl. ETTE 2016a:626).

Konvivenz steht folglich von Beginn der Literaturen der Welt an im Zentrum allen Schreibens und Sagens. Dies bestätigt sich auch, wenn wir das altchinesische *Shi Jing* heranziehen. Dieses ‘Buch der Lieder’ verkörpert die andere, die nicht-kontinentale, sondern inselhaft-archipelische Traditionslinie, die sich quer durch die Literaturen der Welt zieht, teilt mit dem Epos Mesopotamiens aber die für unsere Fragestellung bezeichnende Tatsache, dass auch hier die Formen und Normen des menschlichen Zusammenlebens mit den unterschiedlichsten Dimensionen humaner und nicht-humaner Umwelt im Zentrum stehen. Das *Shi Jing* vereint Lieder, Gesänge und Gedichte, die aus den unterschiedlichsten Städten und Regionen Chinas stammen und die in kurzen, höchst kunstvoll und rätselhaft verdichteten Formen eine Welt entwerfen, die wohl kaum aus der Perspektive eines einzigen Helden, einer einzigen Figur erfasst werden könnte (vgl. ETTE 2016a:627).

So also wie im *Gilgamesch*-Epos die Konvivenz (ETTE 2010; ETTE 2012), folglich die Frage des Zusammenlebens zwischen den Menschen und den Göttern, zwischen den Menschen und den Menschen, zwischen den Menschen und den Tieren, den Menschen und den Pflanzen wie auch den Menschen und den Gegenständen, Gesteinen und Lebensbedingungen im eigentlichen Zentrum dieses Weltentwurfes steht, so findet sich auch im *Shi Jing* immer wieder die Frage nach dem Zusammenleben in all seinen Formen, aber auch göttlichen wie menschlichen Normen (vgl. ETTE 2016a:627). In den Erzählungen von *Tausendundeiner Nacht* kommen auf vielfältige Weise Gnoseme eines menschlichen Überlebens- und Zusammenlebenswissens hinzu, welche anhand der Figur der Scheherazade in der Überwindung geschlechterspezifischer und zwischenmenschlicher Konfliktsituationen anschaulich gemacht werden. Polysemie und Polyphonie sind in den unterschiedlichsten Kulturkreisen von Beginn an entscheidende Ingredienzien der Literaturen der Welt. Diese bieten keine Handlungsanweisungen, sondern entwickeln auf die eine oder andere Weise Weltmodelle, die wir in ihrer abendländischen wie nicht-abendländischen Geschichte, in den Ausformungen des chinesischen *Hong Lou Meng* (*Der Traum der roten Kammer*) aus dem 17. Jahrhundert wie in der spanischen *Novela picaresca* des 16. und 17. Jahrhunderts, aber auch in den Romanwelten eines William Faulkner, eines João Guimarães Rosa oder eines Franz Kafka als *WeltFraktale* bezeichnen dürfen (ETTE 2017).

Die Vorstellungen von den Räumen des Zusammenlebens in einem weltumspannenden Sinne ließen sich mit den Überlegungen von DIPESH CHAKRABARTY (2022) noch um einige wichtige Aspekte der Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt und damit zu den Relationen zwischen Natur und Kultur erweitern. Denn so, wie die Natur nur von der Kultur her gedacht, wahrgenommen und in Szene gesetzt werden kann, so kann auch das Leben und Nicht-Leben nur aus der Perspektivik des Lebens gedacht, wahrgenommen und inszeniert werden. Das Klima der Geschichte ist ohne eine Konzeption des Lebens aller Dinge letztlich nur eine tote Abstraktion, in welcher das Globale gegen das Planetarische ausgetauscht wird und ein den Menschen ins Zentrum rückender Begriff durch einen den Menschen dezentrierenden Term ersetzt wird (vgl. ETTE 2022a:487). Orientieren wir uns daher stärker am Wissen der Literaturen der Welt. Denn diese haben seit Jahrtausenden auf die Frage nach den Räumen des Zusammenlebenswissens andere Antworten als (wissenschaftlich disziplinierte) westliche Wissenschaftsdisziplinen gefunden.

Es ist zweifellos eine der großen Aufgaben der Literaturwissenschaften, neben den Stimmen unterschiedlichster Konvivialisten (vgl. hierzu CAILLÉ 2011) diese

Stimmen der Literaturen der Welt weitaus stärker zu reflektieren und zu Gehör zu bringen. Denn diese Literaturen machen deutlich: Der Begriff der Natur (und der damit verflochtene Begriff der Kultur) stellen in keiner Weise eine Universalie oder eine anthropologische Konstante dar, sondern zeigen eine bestimmte kulturelle, historische und soziale Setzung an, deren angenommene transhistorische Kontinuität sich als eine geschichtlich wie räumlich bestimmbare Setzung erweist, die längst im Barthes'schen Sinne zum Mythos (vgl. BARTHES 1957) geworden ist und die es heute zu ent-setzen gilt (vgl. ETTE 2022a:488).

Eine kategorische Trennung von Natur und Kultur, von Kultur in Opposition zur Natur macht heute längst keinen Sinn mehr. Wie problematisch und (zumindest für die Kultur- und Geisteswissenschaften) kontraproduktiv die Rede von den *Two Cultures* ist, die Charles Percy Snow in Umlauf setzte, wurde aus einer lebenswissenschaftlichen Perspektive bereits an anderer Stelle aufgezeigt (ETTE 2010:27-30). Seit langer Zeit bereits lassen sich Phänomene der ‚Natur‘ nicht mehr allein mit naturwissenschaftlichen Methodologien und Verfahren erklären und verstehen. Wir benutzen und prägen die Natur, bilden sie bei Bedarf um, greifen pausenlos in sie ein, verändern die Räume des Zusammenlebens. Ich kann an diesem Punkt nicht finden, dass dies Herrschaft des Menschen über die Natur ist, wie sie sich im Begriff des Anthropozäns ausdrückt, ja wie es der Begriff Anthropozän für manche bisweilen suggeriert.

Vielmehr handelt es sich um ein ständiges Eingreifen, das stets erfolgt, *bevor* sich der Mensch über die Konsequenzen seines Eingreifens kritisch und selbstkritisch Rechenschaft ablegt. Ist das eine ‚Herrschaft über die Natur‘? Wohl kaum. Denn das, was wir als Natur bezeichnen, schlägt in Form von ‚Naturkatastrophen‘ zurück (vgl. ETTE 2022a:488), die längst keine ‚Naturkatastrophen‘ mehr sind. Denn Naturkatastrophen sind in unserer Epoche, in der es auch im Sinne geographischer Terminologie keine ‚Naturlandschaften‘ mehr gibt, in aller Regel Katastrophen der Konvivenz (vgl. ETTE 2022a:489). An eben dieser Stelle wendet sich der Fortschritt gleichsam gegen sich selbst, wie es das ‚konvivialistische Manifest‘ umschrieb. Zurecht wird angemahnt, dass längst das physische wie das geistige Überleben der Menschheit bedroht seien (ADLOFF / LEGGEWIE 2014:39). Naturkatastrophen aber sind nur noch insofern natürlich, als es sich um Prozesse handelt, die vom Menschen nicht mehr gesteuert werden können und nach den Gesetzmäßigkeiten einer nicht länger kontrollierten oder kontrollierbaren Natur ablaufen, die wir niemals in ihrer Gesamtheit zu beherrschen vermögen werden (vgl. ETTE 2022a:489).

Schon die Katastrophen, die im *Gilgamesch*-Epos, im *Shi Jing*, in *Tausend-undeiner Nacht* oder im *Alten Testament* über die Menschen hereinbrechen,

sind durchsichtig auf andere Mächte, Faktoren und Akteure, die in ihnen entscheidend am Werke sind. Die Entwicklungen in der zweiten Hälfte des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben eine wachsende Sensibilität dafür entstehen lassen, dass hinter dem Mythos von der Natur und ihren Katastrophen andere Kräfte wirken, die durchaus anthropogener ‚Natur‘ sind (vgl. ETTE 2022a:489). Nur dass sie leider die Eigenschaft besitzen, vom *Menschen* nicht vollständig beherrscht werden zu können. Dies gilt auch für die Kriege, Konflikte und Auseinandersetzungen, die von Menschen vom Zaun gebrochen, aber nicht mehr gelenkt werden können.

Vor diesem Hintergrund könnten wir die von Bruno Latour ins Spiel gebrachte politische Ökologie (vgl. LATOUR 2010:44) vielleicht treffender als eine ‚Ökologie der Konvivenz‘ bezeichnen, da in diesem Zusammenhang das Zusammenleben des Menschen mit anderen Wesen wie den Tieren und Dingen wie den Gesteinen die entscheidende Komponente darstellt. Unser Fokus sollte jedoch nicht länger auf der Definition, der Abgrenzung und dem Aus-einander-setzen, sondern auf dem Zusammensetzen wie der umfassenden Relationalität aller Kräfte und Faktoren liegen. Dieses Zusammenspiel unterschiedlichster Faktoren, diese relationale Systematik und Denkweise, die allem Ökologischen zu Grunde liegt,⁴ führen uns die Literaturen der Welt gleich welcher Jahrhunderte sinnlich vor Augen.

Die heute geläufige Vorstellung, dass das Wirken des Menschen selbst in das in ganz anderen Zeitspannen denkende Reich der Geologie vor- und eingedrungen sei, wurde erst um die Wende zum 21. Jahrhundert im Zeichen der Anthropozän-Debatte – und hierin liegt ihr Verdienst – diskutiert. Wenn wir verstehen wollen, in welcher komplexen Relation die *recorded history*, also die im Verlauf der zurückliegenden vier oder fünf Jahrtausende aufgezeichnete Geschichte, mit der *deep history* steht, also mit der gesamten Menschheitsgeschichte vor der Erfindung des Ackerbaus (vgl. zu diesen Fragestellungen u.a. CHAKRABARTY 2009:212), ist das Ent-Setzen eines tradierten, herkömmlichen Natur-Kultur-Gegensatzes abendländischer Prägung unabdingbar. Dies, so scheint mir, ist die zwingende Konsequenz aus all den ausufernden Debatten.

Schon vor vielen Jahrtausenden begann der Mensch, eine langfristige Prägekraft auf die Vegetation und die Gestaltung der Erdoberfläche auszuüben. Dies mag uns aus heutiger Perspektive als lächerlich klein erscheinen, ist gleichwohl aber nicht wegzudiskutieren. Mit Philippe Descola ließe sich anhand von Beispielen aus der Gegenwart zeigen, in welchem Maße die Unentwirrbarkeit

⁴ Vgl. hierzu das Nachwort und die Kommentare von ETTE in HUMBOLDT (2023).

von Effekten der Natur und Effekten der Kultur ein Verständnis von Anthropologie wie von Ökologie notwendig macht (DESCOLA 2014), welches nicht auf eine Ab- und Ausgrenzung, sondern auf eine zunehmende wechselseitige Durchdringung dieser Bereiche abzielt. Wir könnten hinzufügen: Sind wir als Menschen nicht das beste Beispiel dafür, wie sich ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ wechselseitig durchdringen? Haben sich die Symptommatiken unserer Krankheiten nicht auf eine Weise entwickelt, welche die Einflüsse von ‚Natur‘ und von ‚Kultur‘ schlechterdings nicht mehr fein säuberlich voneinander zu scheiden erlauben?

Kein Zweifel freilich kann in diesem Kontext an der Tatsache bestehen, dass all dies Fragestellungen sind, die in den Literaturen der Welt schon früh und damit viel früher als in den sich spät herausbildenden Wissenschaften präsentiert, repräsentiert und reflektiert wurden. Denn die Frage, wie wir in unserer Welt zusammenleben können, schließt seit den frühesten schriftlichen Zeugnissen die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zu den Tieren, den Pflanzen und der Welt der Dinge mit ein. Alles auf unserem Planeten ist von Leben erfüllt und durchdrungen. Alles ist – und insoweit greifen wir eine Diskussionslinie der Anthropozän-Debatten auf – auf die ökologische Konvivenz mit dem Menschengeschlecht angewiesen.

Selbstverständlich ist die intime Verbindung dessen, was wir im Abendland als ‚Natur‘ bezeichnen, mit dem, was wir heute im Okzident ‚Kultur‘ oder ‚civilisation‘ nennen, so alt wie die Menschheitsgeschichte selbst. Ihr Auseinander-Denken als Pole menschlichen Lebenswissens und Erlebenswissens ist hingegen ebenso zeit- wie kulturgebunden und somit keineswegs ‚natürlich‘. Das, was wir als ‚Kultur‘ bezeichnen, ist in den Zyklen der ‚Natur‘ fundiert, ja unser abendländischer Kulturbegriff selbst lässt sich von der (Bearbeitung der) ‚Natur‘ nicht ablösen. Das Erleben dessen, was wir heute in den abendländisch geprägten Kulturkreisen als Naturphänomene begreifen, ist in zyklisch wiederkehrende Feste eingebettet, in denen ein spezifisches Lebenswissen, Erlebenswissen, Überlebenswissen und Zusammenlebenswissen seinen Ausdruck findet, um schließlich in verdichteter Form in den Literaturen der Welt ästhetisch gestaltet und ‚aufbewahrt‘ zu werden. Natur ist im Sinne menschlichen Erlebens immer schon Kultur: als Gegenstand menschlicher Wahrnehmung – und weit mehr noch Aneignung – wie als anthropogen semantisierte Landschaft mit all ihren Gefügen und Funktionen (vgl. ETTE 2022a:491).

Mit guten Gründen beharrte BRUNO LATOUR mit Blick auf das Überleben menschlicher Kultur auf der Notwendigkeit der „Kunst zu regieren, ohne zu beherrschen“ (2010:31). Dies lässt sich als ein klarer Ausdruck einer politischen Ökologie verstehen, die aus dem Zusammendenken von Natur, Kultur

und Politik eine Kunst des Zusammenlebens und damit ein komplexes Zusammenlebenswissen zu entfalten sucht. Was ist sie anderes als eine ‚Ökologie der Konvivenz‘?

Die Literaturen der Welt zielen auf eine hochkreative Auseinandersetzung mit der Frage nach dem Verhältnis des Menschen zur Natur und – in einem noch umfassenderen Sinne – nach den Möglichkeiten wie den Grenzen einer Kunst des Zusammenlebens: In ihrer polylogischen Strukturierung, die nur von einer viellogischen Philologie (vgl. ETTE 2013) nachgezeichnet werden kann, befragen sie immer wieder von neuem eine Kunst des Regierens, ohne zu beherrschen, und mehr noch eine Kunst der Konvivenz in Frieden und in Differenz. Doch wie kann ein Regieren aussehen, das nicht zugleich zu beherrschen versucht?

Schon die Antworten des *Gilgamesch*-Epos, von *Tausendundeiner Nacht* oder des *Shi Jing* auf diese Frage fallen unterschiedlich aus und machen deutlich, dass es sich um ein Grundproblem der Menschheitsgeschichte handelt, das im weiteren geschichtlichen Verlauf der Literaturen der Welt ungezählte Male aus verschiedenen Blickwinkeln behandelt wurde. Das schwierige und sich verändernde Verhältnis von Gilgamesch zu ‚seiner‘ Stadt Uruk etwa führt diese im engeren Sinne politische Problematik der Konvivenz eindrucksvoll vor Augen. Sie impliziert in einem fundamentalen Sinne das Verhältnis des (herrschenden und nicht bloß regierenden) Menschen zu Flora und Fauna, zum ‚Parlament der Dinge‘ in der unmittelbaren Umgebung menschlichen Zusammenlebens. Wie aber ließe sich das Wissen der Literaturen der Welt in das Verständnis einer Ökologie integrieren, die am Zusammenleben, an einer Konvivenz auf den unterschiedlichsten Ebenen orientiert ist? (vgl. ETTE 2022a:493)

Wir haben bereits festgestellt, dass das Wissen der Literaturen der Welt ein *nachhaltiges* Wissen ist, das aufbewahrt ohne aufzubahren. Es wird durch ständige Transformationen lebendig erhalten. Das schlagende Herz der Literaturen der Welt ist aus dem Blickwinkel der Nachhaltigkeit die Intertextualität: Sie erst erlaubt es, Homers *Odysee* ins Dublin des Iren James Joyce und Scheherazade in die Welt der aus Algerien stammenden Schriftstellerin Assia Djebar zu übersetzen. Man könnte es auch anders formulieren: Das Wissen der Literaturen der Welt geht niemals verloren (vgl. ETTE 2022a:493).

Der vorgefundene Text ist als Intertext im erfundenen Text noch immer so präsent, dass er im Oszillieren zwischen Vorgefundenem und Erfundenem eine Nachhaltigkeit des eigentlich Vergangenen im Prospektiven eines künftig Erlebbar- und Lebbar-entbindet. Um es pointiert zu sagen: Die Nachhaltigkeit der homerischen Welt oder jener von *Tausendundeiner Nacht* beruht auf ihrer Fähigkeit zu Transfer, Translation und Transformation. Durch die inter-

textuelle Einschreibung wird eine Fortschreibung erzielt, welche die ‚alte‘ Form in der neuen *Transformation* zugleich aufhebt und bewahrt: Nachhaltigkeit wird verstehbar als die dynamische, transformierende Prozessualität des Literarischen. Hierin liegt das Geheimnis jener anderen Ökologie, welche die Literaturen der Welt offenbaren.

Im Sinne dieser Nachhaltigkeit enthalten und entfalten diese Literaturen ein Laboratorium des Lebens, das die unterschiedlichsten Gnoseme eines LebensWissens, ErlebensWissens, ÜberLebensWissens und Zusammenlebenswissens immer wieder erprobt und zugleich erlaubt, diese verschiedenen Lebensdimensionen im ernstesten Spiel der Literatur durchzuerleben (vgl. ETTE 2022a:494). So prekär und zerstörbar dieses Laboratorium des Denkens, der Kognition (vgl. NÜNNING 2014) und mehr noch des Erlebens auch erscheinen mag. Denn die Literaturen der Welt präsentieren im Kern ein sinnlich vermitteltes Erlebenswissen, wie es diskursiv keine andere kulturelle Formtradition zu erreichen vermag. Voraussetzung hierfür ist, dass die vielkulturell fundierte Vieldeutigkeit des Lebensbegriffs und der unterschiedlichen Verstehensweisen dessen, was als ‚lebendig‘ bezeichnet werden kann (vgl. hierzu auch KIMMICH 2011), viellogisch in die Deutungen durch diese / dieser Literaturen miteinbezogen und gesellschaftlich vermittelt werden. Dieser Aufgabe haben sich die Literaturwissenschaften nicht mehr im ausreichenden Maße gestellt.

3. Bewegung und Migration

Bevor wir uns anhand dreier literarischer Beispiele aus der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur einen Einblick in aktuelle Entwicklungen verschaffen, soll jedoch noch ein abschließender Aspekt Berücksichtigung finden, ohne den das Folgende nicht adäquat zu verstehen wäre. Denn die Literaturen der Welt stellen künstlerische und ästhetische Ausdruckswelten dar, die sich durch ihre Bewegungen, durch ihre Vektorizität, durch ihre *Mouvance* auszeichnen. Denn Literatur charakterisiert sich dadurch, dass sie sich in ständiger Bewegung befindet (ETTE 2001).

Mit guten Gründen ist das 20. Jahrhundert vielfach als das Jahrhundert der Migration, der Vertreibung, Verbannung und des Exils bezeichnet worden. Im 21. Jahrhundert haben diese Migrationen und diese Vertreibungs- und Fluchtwellen weiterhin zugenommen, und ein Ende dieser migratorischen Bewegungen auf unserem gesamten Planeten ist ganz gewiss nicht abzusehen. Erwähnt seien aus deutscher Perspektive nur die Migrationen des Jahres 2015

oder die aktuellen Fluchtbewegungen aus der Ukraine. Die Menschen fliehen vor dem Krieg, aber sie fliehen auch vor ethnischen Auseinandersetzungen, vor dem Kampf um Ressourcen, vor der Verarmung breiter Volksschichten bei gleichzeitig maßloser Bereicherung der Eliten oder vor Verfolgungen, die durch differierende politische Überzeugungen oder Glaubensvorstellungen ausgelöst wurden. Gleichviel, ob es der Mangel an Wasser, die zunehmende Versteppung, die sexuelle Orientierung oder schlicht die Hautfarbe ist: Wie beim Klimawandel ist die sich ständig beschleunigende Migration eine zum Alltag gewordene Katastrophe, die sich unentwegt um uns herum ereignet und die schlicht menschengemacht ist.

Die Gründe für diese migratorischen Bewegungen haben bisweilen grausame, genozidartige Formen angenommen, doch gibt es auch weniger dramatische – was nicht heißt unproblematische – Entwicklungen, wie wir sie etwa in der Nachkriegszeit der alten Bundesrepublik seit den späten fünfziger Jahren auf Grund des massiven Arbeitskräftemangels im Phänomen der sogenannten ‚Gastarbeiter‘ erkennen können. Bevor ich auf diesen spezifischen Aspekt, dem sich etwa die Lyrik eines JOSÉ F.A. OLIVER verdankt, zurückkommen kann, möchte ich versuchen, zunächst eine Reihe globaler Phänomene und Prozesse aufzuzeigen, die für uns und unsere Einschätzung der weiteren Entwicklungen der Literaturen des 21. Jahrhunderts von Bedeutung sein werden.

Die Literaturen der Welt sind als Seismographen der vergangenen wie gegenwärtigen massiven migratorischen Prozesse von großer Bedeutung, um unsere heutige Welt zu verstehen und die notwendige Phantasie zu entwickeln, unseren Planeten aus der Sackgasse politischer und ideologischer Interessenlagen herauszuführen. So sind etwa die sogenannten kulturellen Blöcke Samuel P. Huntingtons (ebenso in HUNTINGTON 1996, 2004) keine Blöcke der Kultur, sondern verkappte politische Frontlinien, die aus Macht- und Hegemonialinteressen immer wieder neu belebt werden. Diese Literaturen belegen, dass es auf der Ebene der Kulturen der Welt keine unüberwindlichen Gegensätze und keine Unvereinbarkeiten gibt, solange eine Konvivenz im Zeichen des Viellogischen respektiert wird. Man könnte eine derartige Weltsicht für eine Utopie halten; doch wir werden diese Utopie verwirklichen müssen, wenn wir als menschliche Spezies überleben wollen, und zudem starke weltumspannende Mechanismen entwickeln, welche Kriege zu verhindern und Kriegstreibern das Handwerk zu legen vermögen.

Es dauerte lange, bis sich Länder wie Deutschland mit der Tatsache anfreundeten konnten, dass sie zu Einwanderungsländern geworden waren. Zugleich war in den westlichen Demokratien überall ein Wiederaufleben xenophober rechtsextremer Parteien zu beobachten, für welche die Migrationswellen wie ein Treib-

stoff wirkten. Die aktuelle Debatte um das Unwort des Jahres ‚Remigration‘ belegen, was neonazistische Parteien und Gruppen in verbrecherischer Weise planen und inwiefern Pläne nach einer ‚Machtergreifung‘ entwickelt werden, um die Richtung der Migration grundgesetzwidrig wieder umzukehren.

Die Literaturen der Welt haben diese Migrationsströme von jeher begleitet. Sie reagieren wie Seismographen auf kleinste Veränderungen, die künftige gesamtgesellschaftliche Entwicklungen schon früh andeuten. Man könnte auf all diese hier nur kurz skizzierten biopolitischen Prozesse beziehen, was der spanische Schriftsteller Juan Goytisolo in einer kurzen Besprechung von Emine Sevgi Özdamars Roman *Das Leben ist eine Karawanserei* mit den Worten umschrieb, dass die Zukunft der französischen Literatur von Schriftsteller_innen aus dem Maghreb oder aus der Karibik, die der deutschen Literatur von Türk_innen – und wir könnten eine offene Liste von Spaniern, Syrern oder Afghanen hinzufügen – und die der englischen Literatur von Indern und Pakistanis geschrieben werde (vgl. hierzu ETTE 2011:367-383). Die Entfaltung der translingualen *Literaturen ohne festen Wohnsitz* (ETTE 2005) gehört zu den umfassendsten Veränderungen, ja Revolutionen, welche die Literaturen der Welt und mit ihnen die Räume des Zusammenlebens transformiert haben. An dieser Tatsache ist heute längst nicht mehr zu zweifeln, auch wenn nationalliterarisch ‚eingespielte‘ Institutionen der Wissenschaft wie der Medien derartige Entwicklungen noch immer gerne als Randphänomene und Ausnahmeerscheinungen abtun.

In den Literaturen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden als Räume des Zusammenlebens etwa bei Max Aub oder Jorge Semprún die Konzentrationslager untersucht, wobei die Extremsituation des Lagers Formen und Normen eines Zusammenlebens der Häftlinge mit Blick auf künftige Gesellschaften befragte. In Deutschland müssen sich Debatten um die sogenannte ‚Leitkultur‘ den Realitäten einer Einwanderungsgesellschaft aussetzen, in welcher Nativität und Nation nicht länger gleichbedeutend sind.

Die weitere Entwicklung der Literaturen ohne festen Wohnsitz kann dies jenseits *und* in den jeweiligen Nationalliteraturen nicht verhindern. Translinguale Schreibbedingungen verändern die (National-) Sprache, die sie von anderen Sprachen her durchdringen. Dies zeigen die unterschiedlichsten Beispiele aus den weltweiten Literaturen ohne festen Wohnsitz (ETTE 2016c). Die eigene Geschichte wie die Geschichte des Eigenen erweisen sich als Prozesse, die – wie etwa bei Emine Sevgi Özdamar – von unvorhersehbaren ‚Lebensunfällen‘, von Logiken des Ausschlusses wie des Einschlusses bestimmt bleiben. Was ist da ‚eigen‘, was ist da ‚fremd‘?

Die Pointe bei dieser letztlich unfruchtbaren Fragestellung ist, dass sich die Diskussion längst um das Fremde im Eigenen, ja um das uns selber Fremde in uns dreht (KRISTEVA 1988). Dieses Fremde aber transformiert das Eigene im Sinne eines *Weiteren*, das an die Stelle der simplen Opposition zwischen ‚Eigenem‘ und ‚Anderem‘ tritt. Die Literaturen der Welt haben uns diese Entwicklung längst vorgezeichnet, doch hinken wir in den allermeisten Gesellschaften dieser sich ankündigenden Zukunft ‚weiter‘ hinterher (ETTE 2016a:331-355).

Schauen wir uns auf unserem Planeten um. Die Migrationen und Transmigrationen sind gerade nach dem Ende der vierten Phase beschleunigter Globalisierung ein weltweites Faktum. Hatte das Amt des Hohen Flüchtlingskommissars in Genf, das UNHCR, 1970 noch 2,4 Millionen Flüchtlinge weltweit – und zwar nur auf Grund von Kriegen, Bürgerkriegen oder Verfolgungen – registriert, so waren es 1980 bereits 7,4 Millionen, und 1990 hatte sich die Zahl bereits auf mehr als 17 Millionen erhöht. Opitz geht in seiner Studie davon aus, dass diese Zahlen auf mehr als 20 Millionen anstiegen, nähme man die Binnenflüchtlinge und die insgesamt mehr als 2 Millionen Palästina-Flüchtlinge hinzu. Der Krieg im Gaza-Streifen verschlimmert diese Situation noch weiter. Für das Jahr 2021 belaufen sich die Schätzungen auf mehr als einhundert Millionen Flüchtlinge. Angesichts dieser gigantischen Zahlen verschwinden die unterschiedlichen Migrationspolitiken in der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik, wo ‚Ausländer‘ möglichst von der ‚eigenen‘ Bevölkerung abgetrennt und weitestgehend totgeschwiegen wurden.

4. JOSÉ F.A. OLIVER

Beim aktuellen Präsidenten des PEN-Club Deutschland handelt es sich um einen Schriftsteller, der seine Gedichte in deutscher und spanischer Sprache und im alemannischen Dialekt schreibt, vorträgt, auf Tonträger spricht und zum Teil auch singt, der mit den unterschiedlichsten Medien experimentiert hat und versucht, sein Schreiben in schriftlicher, visueller, akustischer und tänzerisch-choreographischer Form umzusetzen. JOSÉ F.A. OLIVER wurde am 20. Juli 1961 in Hausach im Kinzigtal, also im badischen Schwarzwald geboren und wuchs zwei- bzw. dreisprachig auf. Als Sohn spanischer ‚Gastarbeiter‘, die 1960 aus der andalusischen Provinz Málaga in die Bundesrepublik eingewandert waren, wurde in den Sprachen des andalusischen Elternhauses und der alemannisch geprägten Umgebung seines kleinen Schwarzwaldstädtchens groß. Seiner Heimatstadt blieb er sehr verbunden, engagierte sich für die alemannische Fastnacht (oder Fasend) und organisierte schon bald unter dem

Titel „LeseLenz“ Literaturtage, die weit über die Region ausstrahlten und zu einem Markenzeichen von Hausach wurden.

JOSÉ OLIVER, der Romanistik, Germanistik und Philosophie studierte, fand in der Lyrik und Kurzprosa seine künstlerischen Ausdrucksformen, die für sein Leben bestimmend wurden. OLIVER wurde mit einer Vielzahl an Preisen ausgestattet und überdies zum Ehrenbürger von Hausach ernannt. Die Gründe für sein Schreiben legte er unter anderem in seinem 2000 erschienen Prosagedichtband *fernlautmetz* unter dem Titel „der eichhörnchenfütterer“ u.a. wie folgt dar:

1. Ich schreibe, weil ich wissen will, wie sich der Stierkämpfer im Tannendunkel verkämpfte, da sie sagen, jener Espada sei mein Vater gewesen, der nie in Deutschland ankam.

2. Ich schreibe, weil meine fremdvertraute Wiege ein verwundetes Moosauge war und eine Lichtung aus Zärtlichkeit, die nach Wald und Blütenhonig schmeckte, nach Lilien und nach Federico García Lorca.

[...]

9. Ich schreibe, weil in meinem Handteller das spanische M von Muerte hautgeißelt wurde, eigenhändig Tod in, die mir in jede Liebkosung Leben leiht, seit ich ihre flüchtigen Entwürfe kenne.

[...]

11. Ich schreibe, weil ich den Durst der Steine berühre, der uns die Welt zerfließen macht, ganz inschriftlos und immerneu, im Tal den Felsgrat nächstens berge, das Lichtkammufer, das Meer in ist aus Luft. (OLIVER 2000:111f.)

Migration und Lebens-Raum sind zentrale Themen der Lyrik OLIVERS. Das Zusammenleben in einem Lebensraum mit den Steinen, den Gebirgen, den Flüssen, den Pflanzen und den Menschen in Form eines intimen Austausches geht einher mit dem Zusammenleben verschiedener Sprachen, die sich wechselseitig durchdringen und verändern. Als vorherrschendes dichterisches Verfahren sind zweifellos die Wortagglomerationen hervorzuheben, die Substantivierung von Verben, die Verbalisierung von Substantiven, die Einblendung von Fremdwörtern sowie die Umwandlung von Wörtern des Deutschen oder auch ihres Geschlechts unter dem Einfluss spanischer Begriffe und Lexeme. Dabei entwickelt sich eine sehr charakteristische, eigentümliche Zwischen-Welten-Sprache, die auf eine hohe Vertrautheit des Dichters ebenso mit deutschsprachiger wie mit spanischsprachiger Dichtung schließen lässt. Der im Schwarzwald in eine sogenannte ‚Gastarbeiterfamilie‘ hineingeborene Dichter hat die Migration seiner Familie in die Bewegungen zwischen den Sprachen übersetzt. Paul Celan und Federico García Lorca stehen Pate (vgl. ETE 2016a).

Ein weiteres Beispiel dieser dichterischen Sprachgewalt JOSÉ F.A. OLIVERS bildet ein dreifaches Gedicht aus dem 1997 sinnigerweise im Drey-Verlag in Freiburg erschienenen Band mit dem Titel *Duende: Meine Ballade in drei Versionen: Die Ballade vom Duende – La balada del Duende – S Duendelied*, das wiederum den Abschluss dieses Gedichtzyklus darstellt:

So war ihm Sang der Ackerfurchen
Duende aus der alten Meerin
Sanft und leicht ins Du gesagt
Zauber November Zypresse

Así era para él aquel canto de los surcos
Duende volviendo de la vieja mar
Sabiendo suavemente darlo a un Tú
Magia Noviembre Ciprés

Eso warem s Lied us de Feldfuhre
Duende us de alte Meerin
Sacht un licht ins Du nigsait
November Zypress im Zeiche. (OLIVER 1997:o.P)

In diesem dreifachen Gedicht wird einmal mehr die doppelte Metaphorik des Erdverbundenen, ja Schollenverbundenen dieser Lyrik und die Orientierung am Meer, der Meerin, deutlich, die eine ähnliche Übertragung des weiblichen Substantivs *la mar* ist wie die Übertragung von *la luna* auf Mondin oder *la muerte* auf Tödin. Verschiedene Landschaften fließen zusammen. Die Figur des „Duende“, des Kobolds, die Federico García Lorca, aber auch vielen Märchen Europas entnommen sein könnte und sich stark autobiographisch aufgeladen zeigt, ist Ausgangspunkt einer ständig zwischen den Sprachen hin- und herspringenden Bewegung.

Diese Migration zwischen den Sprachen weiß sich im ständigen Dialog mit einem Du, in dem gleichsam magisch unterschiedliche Konnotate und Denotate zusammengepresst werden – die Magie des Novembers mit den Zypressen des Südens, die zugleich doch wieder den Tod konnotieren, der auch in diesem Gedichtband allgegenwärtig ist. Zwischen den einzelnen Sprachversionen, zwischen denen die Leser_innen hin- und herpendeln wie der „Duende“, ergeben sich dabei Differenzen und zum Teil nur schwer zu kittende Brüche und Unterschiede, die gewollt sind und die Eigenwilligkeit und den Eigensinn der jeweiligen poetischen Sprache unterstreichen. OLIVERS Lyrik ist eine Lyrik, die das Fremde und das Eigene nicht voneinander trennt, sondern ständig immer wieder neu aufeinander bezieht und dem fremd-Wort jene Nähe abpresst, die

nötig ist, um in *fernlautmetz* das Ferne mit dem Nahen in der Bewegung zu verweben.

Als ein weiteres Beispiel von OLIVERS translingualen ZwischenWeltenSchreiben möchte ich kurz das Eröffnungsgedicht dieses im Jahr 2000 erschienenen Gedichtbandes vorstellen, das den Titel „fremdw:ort“ trägt und das Wort-Spiel zwischen dem ‚Fremden‘ und dem ‚Eigenen‘, das für ein Schreiben im Zeichen der Migration charakteristisch ist, stets auf ein *Weiteres*, auf die Räume des Zusammenlebens hin öffnet:

fremdw:ort

das so leicht nicht sag-
bar ist und wird

aus den angeln
gehobene nähe (OLIVER 2000:9)

Auch in diesem Mikrogedicht ist das Fremde nicht vom Eigenen getrennt, sondern stets durch eine Nähe geprägt, welche klare Scheidungen und Unterscheidungen unmöglich macht. Auch an dieser Stelle ließe sich ein Bogen zu Julia Kristeva und ihren Überlegungen in *Etrangers à nous-mêmes* (1988) schlagen. Gerade im fremden Wort wird immer – die Doppelpunkte deuten es an – ein Ort und damit ein Raum des Zusammenlebens sichtbar und hörbar, der das Fremde und die Fremde zur ständig verschobenen Nähe werden lässt, die doch aus den Angeln gehoben und zugleich sagbar und bar ist, nicht leicht sagbar und bar und bloß ist in seiner Fremdheit von Wort und Ort. JOSÉ F.A. OLIVERS vielsprachige und multimediale Sprachkunst ist ohne die Migration schlechterdings nicht denkbar: Sie ist eine Lyrik in ständiger Bewegung, die ohne festen Wohnsitz ist, zumindest insoweit, als sie mehrere Wohnsitze zugleich besitzt und translingual zwischen verschiedenen Literatursprachen – zwischen dem Alemannischen als lokaler, dem Deutschen als supranationaler und dem Spanischen als globalisierter Sprache – unaufhörlich pendelt.

Doch wie genau funktioniert dieses Pendeln zwischen den Sprachen? Wie wurde die Translingualität erlernt und zu einer tagtäglichen Gewohnheit? Wie wurde aus dem ‚Gastarbeiterkind‘ ein hellwacher Sprachenchronist und Dichter in einer Umwelt, die überwiegend Alemannisch geprägt ist? Für den kleinen Jungen im badischen *Hausach* war es im Haus eigentlich ganz einfach. Denn er bewegte sich zuhause zwischen den Sprachen wie zwischen den Räumen seines Geburtshauses:

Ich bin in einem Haus aufgewachsen, das zwei Stockwerke hatte. Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch. Wenn sich eine sternenklare Nacht abzeichnete und man den Mond am Himmel sah, hieß er im zweiten Stock ‚la luna‘ und war weiblich. Betrachtete man *la luna* vom ersten Stock aus, war sie plötzlich männlich und hieß ‚der Mond‘. Ein paar Treppenstufen genügten, und aus der Frau wurde ein Mann – oder umgekehrt. (OLIVER 2015:16f.)

In dieser Passage aus dem Auftakttext „Zwei Mütter. Wie ich in der deutschen Sprache ankam“ hat OLIVER in dem 2015 erschienenen Essay-Band *Fremdenzimmer* auf literarisch verdichtete Weise – mit Heidegger gesprochen – das Haus der Sprache – oder besser: sein Haus der Sprachen – beschrieben und erläutert. Dieses Haus ist als Raum des Zusammenlebens ein Sprachenraum, in dem wenige Schritte genügen, um die außersprachliche Wirklichkeit auf höchst unterschiedliche Weise erscheinen und erklingen zu lassen, ist doch der Mond aus einer Perspektive männlich, während er aus anderer Perspektive als *la luna* weibliche Züge annimmt und ganz anders klingt. *Gender trouble* rund um die Möndin im andalusischen Schwarzwald.

Es geht nicht um zwei, sondern im Grunde um vier verschiedene Sprachen. Ständige Perspektivwechsel, Sprachwechsel und damit verbundene Übersetzungsleistungen werden hier von dem Kind spanischer Einwanderer oder ‚Gastarbeiter‘, wie man sie in der damaligen Bundesrepublik bezeichnete, gefordert: nicht allein zwischen dem Spanischen und dem Deutschen, sondern auch zwischen dem Alemannischen und dem Andalusischen. Die Welt, so ließe sich sagen, erschöpft sich für das Kind der Migration nicht in einem einzigen (sprachlichen) Blickwinkel, sondern macht die Kombinatorik unterschiedlicher Standpunkte unvermeidbar: ein Leben im unabschließbaren Blick- oder Perspektivenwechsel.

Das Ich versteht: Die Welt lässt sich nicht aus der Perspektive einer einzigen Sprache begreifen, sondern macht die Kenntnis unterschiedlicher Sprachen sowie der Regeln ihrer Übersetzbarkeiten unverzichtbar. Migration meint ein Leben zwischen den Sprachen, zwischen den Kulturen, zwischen den Welten: Unter der einen Sprache gibt es immer die anderen Sprachen, die unversehens hervorscheinen. Im Haus der Sprachen, in der Logosphäre der Migration, haben die Worte unter den Worten das Sagen und konstruieren weitere, ständig sich erweiternde Welten.

Im abschließenden, im Herbst 2023 erschienenen Band seiner Essay-Trilogie hat OLIVER dieses (autobiographische oder autofiktionale) Motiv unter dem Titel *In jeden Fluss mündet ein Meer* weiterentwickelt (2023). So etwa in seinem

Text „Migrationen, häppchenweise (vereinzelte) Gemeinsamkeiten. Korrektuhren“ (OLIVER 2023:93) oder in „Wenn ich einst tot...‘ 1 Entwurf. 1 Tristolog“, wo es um Stimmen geht, die von der Straße her ans Ohr des Dichters dringen (OLIVER 2023:39) und Hausach in (m)ein andalusisches Schwarzwalddorf verwandeln. Die drei Antonios, deren Stimmen dem Ich so vertraut sind, entwickeln das Spiel von ‚Eigenem‘ und ‚Fremdem‘ weiter und lassen nicht mehr zu, dass das vorgeblich ‚Fremde‘ aus dem vorgeblich ‚Eigenen‘ ausgeschlossen werden kann. Wie sehr gerade in unseren Tagen einer steigenden Fremdenfeindlichkeit und des Aufstiegs einer Neo-Nazi-Partei wie der AfD vor allem in den sogenannten ‚neuen Bundesländern‘, wo ein historisch bedingtes sehr spezifisches Verhältnis zur Demokratie besteht, dieses Thema nicht nur an Aktualität, sondern an Virulenz gewonnen hat, mögen Pläne verdeutlichen, Menschen mit Migrationsgeschichte aus Deutschland abzuschieben.

Das wiederum zentrale Element der Gemeinschaft und damit der geteilten Räume des Zusammenlebens wird an einer Vielzahl von Passagen durchgespielt. Hier ist woanders: Die Autofiktion eilt dem Dichter zu Hilfe und entfaltet die Alltagswelt einer Konvivenz, ja eine Ökologie der Konvivenz, insofern in dieses andalusische Schwarzwalddorf das Zusammenleben mit den unterschiedlichsten Bestandteilen der Umwelt und das enge Verwobensein von Natur und Kultur herausgearbeitet werden. Auch in der Alemannischen Fastnacht, in der OLIVER stets aktiv ist, fließen diese Elemente menschlicher Konvivenz in den Räumen eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens zusammen. Diese Konfluenz der Konvivenz ist schon im Titel des abschließenden Bandes dieser autofiktionalen Trilogie angedeutet.

Keine der bei JOSÉ OLIVER präsenten Sprachen hat das letzte Wort: Eine Sprache verweist immer auf die andere(n). Im Haus der Sprachen dieses Lyrikers sind nicht allein die unterschiedlichen Stockwerke – des andalusischen Spanischen wie des alemannischen Deutschen – von Bedeutung, von denen der kleine Junge auf die außersprachliche Wirklichkeit blickt, welche sich stets in unterschiedliche Sprach-Wirklichkeiten verzweigt. Entscheidend sind vielmehr die Treppenstufen, mithin die eigentlichen Bewegungs-Räume, auf denen sich das Kind im Haus der Sprachen hin- und herbewegt.

Denn das Treppenhaus im ersten Band der Trilogie ist der Verbindungs- und Bewegungsraum *par excellence*. Dass derartige Räume nicht nur unterschiedliche Logosphären, sondern auch Graphosphären zueinander in Beziehung setzen, schlägt sich im gedruckten Buch in der Kursivierung, den Anführungszeichen und selbstverständlich in der Nicht-Kursivierung, den Nicht-Anführungszeichen sichtbar nieder. Alles hat hier verschiedene Orte und ist doch allein aus der Be-

wegung und als Bewegung begreifbar. Das Kind auf den Treppenstufen steht für – oder bewegt sich in einem – *ZwischenWeltenSprechen*, das niemals zur Ruhe kommt und beim Schriftsteller später zum *ZwischenWeltenSchreiben*⁵ wird. Dabei fordert jede Sprache ihr eigenes Recht, ihre eigene Logik.

Entscheidend ist, diesen Logiken gerecht zu werden und zu lernen, polylogisch zu denken und sich in verschiedenen Logiken *zugleich* zu bewegen. So herrscht eine Konvivenz der Sprachen, eine Konvivenz verschiedener Logiken, die für sich gleiches Recht beanspruchen dürfen. Verschiedenartiges, ja Gegensätzliches gilt zugleich, gerade weil die Differenzen fortbestehen: Es handelt sich um eine grundlegende *Äquipollenz*.⁶ für welche das Different *gleich gültig*, aber nicht gleichgültig ist.

5. MELINDA NADJ ABONJI

Wenden wir uns nun einem literarischen Beispiel aus der Schweiz und einer Literatur zu, in welcher die Schienen und die Wege, die Straßen und die Züge eine ganz besondere Rolle spielen und uns verdeutlichen, dass unser aller Leben aus ständigen Vektorisierungen gemacht ist:

(Und einen Moment lang bin ich für mich allein, sehe die Schienen, wie sie sich kreuzen, ich, die es liebt, nachts Reisende ein paar Sekunden lang zu beobachten, manchmal dem Glück eines gelösten Gesichtes zu folgen, das einer Hoffnung entgegenfährt, ich könnte stundenlang hier sitzen, um überallhin zu fahren, wo ich noch nie war, nach Barcelona, mit dem Talgo und weiter nach Madrid, Lissabon, ich bin keine Reisende, sondern eine, die weggeht und nicht weiss, ob sie jemals zurückkommt, und jedes Mal, wenn ich weggefahren bin, habe ich mein Zimmer peinlich genau aufgeräumt, habe meine Kleider, die ich nicht mitgenommen habe, frisch gewaschen, ordentlich zusammengelegt oder im Schrank aufgehängt; meinen Spiegel habe ich abgedeckt, damit er das Zimmer ohne mich nicht sieht, mein leeres Schreibpult, das alphabetisch geordnete Bücherregal, das frisch bezogene Bett, ich habe mich immer auf eine Abreise ohne Rückkehr vorbereitet, wenn wir in die Vojvodina gereist sind, und das war lange Zeit die einzige Richtung, in die ich gefahren bin). (NADJ ABONJI 2010:137f.)

Mit diesen in Klammern gesetzten, fast beiläufig geäußerten Überlegungen reflektiert Ildiko Kocsis, die Ich-Erzählerin in dem im Jahre 2010 mit dem Deut-

⁵ Vgl. zu einer ersten Entfaltung dieses Konzepts ETTE (2005).

⁶ Zum Begriff der Äquipollenz im philosophischen Denken vgl. das Kapitel „Vom Philosophieren ohne festen Wohnsitz“ in ETTE (2014:91-109).

schen Buchpreis ausgezeichneten Roman *Tauben fliegen auf* von MELINDA NADJ ABONJI, ihre eigene Position, die nicht an einen Ort, wohl aber an Bewegungsmuster und Choreographien gebunden ist. Schon vom Titel des Bandes an ist alles in diesem hervorragend konzipierten Roman vektorisiert. Denn die Protagonistin der in der ungarischen Minderheit der Vojvodina in Serbien geborenen Autorin, die mit ihren Eltern in die vielsprachige und vielstimmige Schweiz (vgl. hierzu ETTE / JURT / SÁNCHEZ 2007) migrierte und heute zu den großen Vertreter_innen der deutschsprachigen Literatur der Schweiz zählt, fühlt sich an keinen festen Wohnsitz gebunden, ist gleichsam immer auf dem Sprung, ihr Zuhause in der Schweiz zu verlassen, sorgsam alles ordnend und zurücklassend, was ihr Leben in jenem Land, in das ihre Eltern aus politischen Gründen und lange vor dem Zerfall der Volksrepublik Jugoslawien emigrierten, ausmacht und wie in einem Spiegel reflektiert. In einem Spiegel, der vor der Leere geschützt ist.

Ildi – wie die junge Frau von ihrer Familie und im Freundeskreis genannt wird – ist eine ‚Bewegungs-Figur‘: Sie hat ihre eigenen wie die Bewegungen ihrer Familie in sich aufgenommen, inkorporiert und verkörpert jene nur vektorieLL, nur aus der Bewegung zu erfassende Konfiguration, wie wir sie häufig in jenen literarischen Ausdrucksformen des 20. und 21. Jahrhunderts finden können, die wir als Literaturen ohne festen Wohnsitz bezeichnet haben. Sicherlich verkörpert die vektorielle Ildi eine *Figura* der Schriftstellerin.

Denn die Parallelen zwischen Ildiko Kocsis' Lebensweg und jenem von MELINDA NADJ ABONJI sind zu offensichtlich, als dass sie schon bei einer ersten Lektüre übersehen werden könnten. Doch wäre es allzu simpel, beider Leben in eins zu setzen und von einer durchgängig autobiographischen Schreibweise zu sprechen. Ildiko ist MELINDAS Erfindung. Denn eine Vielzahl fundamentaler Abweichungen, zu denen bereits der Name der Protagonistin zählt, machen neben der Gattungsbezeichnung ‚Roman‘ auf die Tatsache aufmerksam, dass es sich hier um einen zutiefst *fiktionalen*, folglich zwischen Diktion und Fiktion pendelnden Text handelt, der einzelne Biographeme der textexternen Autorin so geschickt beimischt, dass das Zimmer mit seinen vielen Büchern und Lektüren, mit seinen vielen Kleidern und seinem Bett, vor allem aber seinem Schreibpult zum vitalen Experimentierfeld eines Lebens wird, das sich anders als aus der Bewegung, anders als aus transkulturellen Choreographien, nicht zu begreifen vermag (NADJ ABONJI 2013:19-21). Bereits das gelungene *incipit* zeigt uns die Protagonistin als ‚Bewegungs-Figura‘:

Als wir nun endlich mit unserem amerikanischen Wagen einfahren, einem tiefbraunen Chevrolet, schokoladefarben, könnte man sagen, brennt die Sonne unbarmherzig auf die Kleinstadt, hat die Sonne die Schatten der Häuser und Bäume beinahe restlos

aufgefressen, zur Mittagszeit also fahren wir ein, recken unsere Hälse, um zu sehen, ob alles noch da ist, ob alles noch so ist wie im letzten Sommer und all die Jahre zuvor. (NADJ ABONJI 2010:5)

Man kann sich diese Wendungen bitter-süß auf der Zunge zergehen lassen. Der ostentative Reichtum, der im Chevrolet der in die Eidgenossenschaft Ausgewanderten den *American Dream* mit der Schokoladenseite der Schweiz unübersehbar kombiniert, macht in den sich mit dem Wagen bewegendem Blickwinkeln der Familie deutlich, dass hier eine zur ‚alten Welt‘ gewordene, aber noch immer als Heimat angesehene Landschaft besichtigt wird, um zu sehen, ob sich auch hier manches verändert. Die sonnenverbrannten Ebenen dieser ‚ersten Heimat‘ stehen in einem nicht minder auffälligen Gegensatz zu den Berglandschaften der Alpen als der Chevrolet zu den Moskwitsch und den Ziehkarren, welche die holpernden Straßen der Vojvodina bevölkern.

„Alte“ und „neue“ Welt stehen sich so unvermittelt und zugleich doch in so großer familiärer Vertrautheit gegenüber, dass deutlich wird, dass der eine Raum ohne den anderen, dass die eine Landschaft ohne die andere, dass die eine, brennende Sonne nicht ohne die andere, oft sich hinter Wolken versteckende nicht zu denken ist. Und das Brennen der Sonne deutet an, dass die Erhellung der Eigenen Lebenswege, die Ausleuchtung des eigenen Lebens, dass also Erkenntnis ohne ein Brennen, ohne einen Schmerz nicht zu haben ist.

Die den gesamten Roman durchziehenden Choreographien und Bewegungsmuster konfigurieren auf diese Weise einen Text, in welchem in der Schweizer Kleinstadt stets die in Serbien liegende Kleinstadt, in der Schweiz stets die Vojvodina, aber umgekehrt auch in der Vojvodina stets die Schweiz so allgegenwärtig und kopräsent sind wie bei JOSÉ OLIVER Schwarzwald und Andalusien. Unter den Orten liegen stets andere Orte, so wie unter den Worten stets andere Worte liegen. Ein polylogisches, multirelationales Verweisungssystem entsteht. Wenn wir es hier mit einem für die Literaturen ohne festen Wohnsitz überaus charakteristischen Erzähltext zu tun haben, so keineswegs nur wegen einer Inhaltsebene, auf der ständig jene migratorischen Bewegungen nachgezeichnet werden, die sich darüber hinaus auch noch autobiographisch mit den Migrationserfahrungen der Autorin verknüpfen ließen. Vielmehr ist auch auf der Ausdrucksebene jene vektorielle Dynamik zu spüren, die wir auf die Problematik der Übersetzbarkeit der Kulturen (LEPENIES 1997:95-117) durchaus mit Blick auf den europäischen Kontext beziehen sollten.

Denn Übersetzungsprozesse zwischen verschiedenen Sprachen, zwischen verschiedenen Kulturen sind in diesem Roman allgegenwärtig. Sie betreffen nicht nur die *intralinguale* (vgl. JAKOBSON 1971:260) Ebene, wenn etwa mit Blick

auf die Toten, auf die schon Verschiedenen, über das Verschieden-Sein philosophiert wird (NADJ ABONJI 2010:299f.), und auch nicht nur die *interlinguale* Ebene, wenn etwa zwischen dem jungen, aus Dubrovnik in die Schweiz geflohenen Dalibor und der sich in ihn verliebenden Ich-Erzählerin ein zerfleddertes Wörterbuch liegt (NADJ ABONJI 2010:184), das es erlaubt, im Sprachengewirr zwischen dem Ungarischen und dem von den Eltern verbotenen Serbokroatischen, zwischen dem Hochdeutschen sowie Schweizerdeutschen und dem Englischen zu vermitteln und durch ständige Übersetzungsprozesse eine freilich gestundete intime Kommunikation in Gang zu bringen. Die beständigen Übersetzungen schaffen einen Raum des Zusammenlebens.

Denn das gesamte Textgewebe wäre nicht ohne all jene *translingualen*, verschiedene Sprachen querenden und wechselseitig transformierenden Prozesse denkbar, die selbstverständlich auch auf die nicht in ihrer Muttersprache schreibende Autorin zurückverweisen, vor allem aber deutlich machen, aus welchem Sprachmaterial dieser Roman aufgebaut ist. Migration heißt Sprachenvervielfachung, Querung von Kulturen und somit das übersetzende, verfremdende und inkludierende Spiel mit anderen Sprachen. Wenn unter den Worten andere Worte warten, wenn das Hochdeutsche folglich auf das Schweizerdeutsche, auf das Ungarische, aber auch auf andere Sprachen hin durchsichtig wird, dann belegt dies eine anagrammatische (STAROBINSKI 1980) Strukturierung eines Erzähltextes, dessen Bewegungen ja bereits in seinem Titel ins Zentrum gerückt werden. Die Migrationen der Wörter unter den Wörtern sind wie die Übersetzungsbewegungen für die Einübung in die Schweizer Leitkultur entscheidend (NADJ ABONJI 2010:41f.).

Denn das Spiel mit den Wörtern ist immer auch ein Spiel (mit) der Macht: Nicht umsonst scheitert die Mutter bei der Einbürgerungsprüfung an der Aufforderung des auf Schweizerdeutsch sprechenden Beamten, sich doch mögliche Antworten auf einem ‚Sudel‘, also einem Schmierzettel zu notieren: „Mutter, die der Prüfungskommission ein besonders ausgefallenes Strudelrezept aufgetischt hatte, weil sie das Wort *Sudel* nicht gekannt hat, das schweizerische Wort für Fresszettel“ (NADJ ABONJI 2010:146). Das Strudelrezept war folglich nicht das Rezept, die Asymmetrie der Beziehungen und der Macht über die Sprache zu lösen. Denn wer die eigene Sprache als ‚natürlich‘ annimmt, der besitzt Macht, übt Gewalt aus.

In den unscheinbaren sprachlichen Bewegungen derer, die in die ‚Cafeteria Mondial‘ kommen, die früher von der schweizerischen Familie Tanner, nun aber von den ‚Ausländern‘ Kocsis betrieben wird, wird die Harmlosigkeit und Unscheinbarkeit dieser Kleinstbewegungen, dieser Tropismen der Xenophobie, vor-

geführt und durchgespielt, bis es der Ich-Erzählerin dämmert, „dass das Nette, Wohlanständige, Kontrollierte, Höfliche eine Maske ist, und zwar eine undurchdringliche“ (NADJ ABONJI 2010:283). Die Tropismen der Exklusion sind höflich sprachlich verpackt. Doch täuschen wir uns nicht. Hinter dieser scheinbar unpolitischen Maske verbirgt sich offener Fremdenhass, der sprachlich über die gängige Beschimpfung „Schissusländer“ (NADJ ABONJI 2010:283) in eine Materialität überführt wird, welche die andere Seite jener Schokoladenseite zeigt, die wir im *incipit* des schokoladefarbenen Chevrolet gesehen hatten.

Doch die andere Bedeutung dieser Farbe klang schon an. Denn die Ich-Erzählerin findet die Toilette der „Cafeteria Mondial“ in einem unsäglichem Zustand vor, über und über mit Scheiße beschmiert, eine Art „Kriegserklärung“ (NADJ ABONJI 2010:289), der sich die junge Frau – anders als ihre Eltern – fortan stellen will. Die Welt rund um die ‚Cafeteria Mondial‘ ist ihr längst zu eng geworden, atmet jene latente Xenophobie, an der sich die Eltern stets abarbeiteten in der festen Überzeugung, dass sie sich nur auf diesem unterwürfigen Wege in die Gesellschaft der Schweiz und die Gemeinschaft des Ortes würden einfügen können (NADJ ABONJI 2010:297). Doch für die Protagonistin ist ein solcher Raum des Zusammenlebens inakzeptabel. Das Überlebenswissen der Eltern wird von ihr strikt abgelehnt.

Die Gründe für die Migration der Familie freilich bestehen weiter. Die Einblendung des Krieges und damit des Bürgerkrieges in Jugoslawien, „mitten in Europa, [...] heute, nicht in der Vergangenheit“ (NADJ ABONJI 2010:51), verbindet den politisch-historischen Hintergrund eines der blutigsten Bürgerkriege mit seinen ethnischen Säuberungen über jenes Lebenswissen, das sich transgenerationell aus den Erfahrungen der ungarischen Minderheit der Vojvodina in einem serbischen Kontext speist mit einer Xenophobie, mit einem Fremdenhass, wie er den Migranten nur selten handgreiflich, wohl aber stets verbal, auf der Ebene der Sprache, entgegenschlägt. Schreiben in der Sprache des Ziellandes wird in einem solchen Kontext zum doppelt effizienten Medium der Reflexion dieser Vorgänge. Doch das Lebenswissen der Eltern verkörpert sich in *ihrem* Leben, nicht aber in dem ihrer Kinder, die andere Logiken entwickelt haben. Denn Ildiko Kocsis, die ältere Tochter, ist nicht länger bereit, sich diesem Anspruch, sich diesem eng gefaßten Überlebenswissen der Eltern zu beugen und es zu dem Ihren zu machen. Sie hat sich das Lebenswissen einer *Seconda*-erarbeitet.

Immer wieder werden im Roman Szenerien des Balkankrieges evoziert, die Absurdität der ethnischen Säuberungen vorgeführt, die menschenverachtenden Vorfälle bei der Einkesselung von Sarajevo portraitiert. Jugoslawien ist gleichsam die historische Hintergrundfolie, auf welcher der historisch bestens

dokumentierte Verfall eines Zusammenlebenswissens dargestellt und in die in der Schweiz angesiedelte Diegese hineingeblendet wird. Dies ist entscheidend für die migratorischen Bewegungsfiguren, für die Choreographien dieser *Seconda* in der helvetischen Eidgenossenschaft.

Die Protagonistin des Romans – und mit ihr dieser selbst – ist nicht länger auf der Suche nach einem migratorisch angepassten ÜberLebenswissen, sondern nach den Grundlagen künftiger Konvivenz, nach den Möglichkeiten und Grenzen eines Wissens vom und im Zusammenleben, in dem das Verschiedensein nicht in die Exklusion, nicht in den Tod, nicht in das *Verschieden-Sein* führt. *Tauben fliegen auf* – und die Taube ist nicht umsonst ein immer wiederkehrendes Motiv, das den Roman durchzieht und Isotopien des Verjagtwerdens, ja des Verspeistwerdens, aber auch des Friedens und der freien Bewegung in den Roman einblendet – entfaltet hier, auf der sprachlichen Ebene, mit aller Kraft, ja mit subtiler Gewalt jene Suche nach einem Zusammenleben, das nicht in jedem Augenblick wieder in einer Kriegserklärung enden kann. Der Roman bildet gleichsam das literarische Experimentierfeld, auf dem mit polylogischer Sorgfalt die Formen und Normen künftiger Konvivenz erkundet werden.

6. DAVID WAGNER

Das dritte und letzte literarische Beispiel stammt nicht aus den Literaturen ohne festen Wohnsitz und ist nicht mit dem Themenkomplex Migration verbunden, sondern behandelt einen Raum des Zusammenlebens, der oftmals außer Acht bleibt: den Körper-Leib des Menschen. In den zentralen Passagen von DAVID WAGNERS erstmals im Jahre 2013 erschienenen Prosatext *Leben* stoßen wir in einem Krankenhaus auf einen Mann, der mit einer attraktiven Frau im Bett liegt. Doch es handelt sich nicht um eine Szene, wie sie einem Arzt- oder Krankenschwester-Roman entnommen sein könnte, sondern um den hundert-undritten von insgesamt zweihundertsiebenundsiebzig durchnummerierten Kurztexten, welche die mikrotextuelle Grundstruktur des 2013 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichneten Werkes prägen – Es ist eine erträumte Liebeszene zwischen zwei Menschen, die eines verbindet:

Die blonde Frau mit den kohlrabenschwarzen Haaren liegt neben mir, die Schwestern und Pfleger in meinem Zimmer übersehen sie geflissentlich. Ich vermute, sie tun mir einen Gefallen: Kaum vorstellbar, dass es erlaubt ist, hier mit einer Frau im Bett zu liegen. In diesem Bett ist es trotzdem nicht eng, La Flaca scheint nicht viel Platz zu brauchen. Sie küßt mich, also ist sie wirklich da. (WAGNER 2013:135)

Was auf den ersten Blick wie ein Gemeinplatz und wie die Auffindung einer zwar trivialen, aber gleichwohl skandalträchtigen Szenerie wirkt, erweist sich rasch in der Doppelbeschreibung der Frau, die ‚blond‘ und ‚kohlrabenschwarz‘ *zugleich* ist, als eine deutlich als solche gekennzeichnete literarische Erfindung, in der die Dinge bekanntlich *zugleich* so sind und nicht so sind, sich genau so zugetragen haben und doch nicht genau so zugetragen haben. Bett und Krankenzimmer sind in *Leben* Räume eines intimen Zusammenlebens. Das Schreiben macht in diesem Mikrotext mit bewährten literarischen Mitteln auf seine eigene Fiktionalität aufmerksam und unterstreicht, dass es nicht einer einzigen, klar definierten Logik alleine gehorcht (vgl. ETTE 2022b:5)

Die Vieldeutigkeiten und polysemen Strukturierungen durchziehen den Roman von Anfang bis Ende. So gibt es gute Gründe dafür, dass der 1971 in Andernach geborene DAVID WAGNER seinem Band vorsorglich eine Lese(r)anweisung voranstellt: „Alles war genau so / und auch ganz anders“ (WAGNER 2013:5). Hier wird vorsorglich und wohl aus didaktischen Gründen für das Lesepublikum unterstrichen, was eigentlich selbstverständlich ist. Denn Literatur bietet stets mehr als eine einzige Logik an und setzt jeglichem Versuch entschiedenen Widerstand entgegen, auf eine einzige Logik, einen einzigen Sinn reduziert zu werden. Wenn es *einen* Sinn in den Literaturen der Welt gibt, dann diesen. Steht sie nicht noch immer in vielerlei Hinsicht in der Tradition jener *Poetik*, in der Aristoteles die folgenreiche Unterscheidung zwischen der Aufgabe des Geschichtsschreibers und jener des Dichters einführte? Denn in unverkennbarer Absetzung von Platon hat Aristoteles im neunten Kapitel seiner im Abendland so wirkungsmächtigen *Poetik* den Eigen-Wert der unterschiedlichen Formen der Dichtkunst pointiert hervorgehoben und zugleich von der Aufgabe des Historiographen abgesetzt. Geschichtsschreiber und Dichter

unterscheiden sich vielmehr dadurch, dass der eine das wirklich Geschehene mitteilt, der andere, was geschehen könnte. Daher ist Dichtung etwas Philosophischeres und Ernsthafteres als Geschichtsschreibung; denn die Dichtung teilt mehr das Allgemeine, die Geschichtsschreibung hingegen das Besondere mit. (ARISTOTELES 1982:29-31)

Diese zweifellos als paradox zu bezeichnende Denkfigur, derzufolge in der verdichteten Sprache der Dichtkunst gerade die Brechung eines Ereignisses durch die Perspektive *eines* Menschen mit seiner bestimmten, konkreten Ausstattung, Prägung oder Bildung das Allgemeine hervorzubringen vermag, eröffnet den historisch wie kulturell wandelbaren ästhetischen Raum, innerhalb dessen das Allgemeine jenseits des Besonderen, jenseits des Partikularen, imaginierbar, denkbar, darstellbar und erkennbar wird. Durch die Fokussierung

auf ein bestimmtes Lebenswissen wird ein Wissen vom Leben repräsentierbar, das mit Bestimmtheit die jeweils gewählte Fokussierung übersteigt (Vgl. hierzu auch allgemeiner das fünfte Kapitel in ETTE 2010, 2022b:5). Das Allgemeine wird erst durch die Rückbindung an ein höchst spezifisches *Lebenswissen*, Erlebenswissen, Überlebenswissen und Zusammenlebenswissen ästhetisch zum Vorschein gebracht.

DAVID WAGNERS *Leben* zielt auf das Leben, die Kunst und eine Lebenskunst, eine *Ars Vivendi* im Zeichen des bedrohten Lebens, im Zeichen des eigenen Todes. Die blonde Frau mit kohlrabenschwarzem Haar, die mit dem Ich im Krankenzimmer des 1906 von Rudolf Virchow begründeten Klinikum liegt, ist schlank, ja dünn (span. *la flaca*) und könnte aus Spanien stammen. Dies stellt sich jedenfalls der Ich-Erzähler nach seiner Leber-Transplantation vor, eine hübsche Variante innerhalb der literarischen Transplantationsdiskurse,⁷ in die sich DAVID WAGNER bereits 2009 mit seiner Erzählung *Für neue Leben* einschrieb. Wir haben es folglich mit einem auf dem Gebiet organischer Konvivenz erfahrenen Schriftsteller zu tun. Für unsere Fragestellung entscheidend für die in diesem wohlkalkulierten Prosatext vorgenommene Perspektivierung des Erlebens einer Transplantation ist es aber, dass die Einpflanzung des Organs einer anderen Person auf den verschiedensten Ebenen die Frage nach dem Zusammenleben – auch und gerade nach dem Zusammenleben im eigenen Körper-Leib – stellt. Die vom Ich imaginierte, ‚erfundene‘ Organspenderin, deren Identität wie bei allen Transplantationen dem Empfänger den internationalen Regeln gemäß nicht mitgeteilt werden darf, verwandelt sich in diesem Text gerade nicht in ein beliebiges und austauschbares Ersatzteil, sondern verkörpert sich buchstäblich als ein Eigen-Leben, als ein Leben der Anderen im Leben des Ich. Es geht um Zusammenleben, um Konvivenz, die intimer kaum vorstellbar wäre. Denn die Präsenz des fremden Organs im eigenen Körper lässt die Grenzen zwischen dem ‚Eigenen‘ und dem ‚Fremden‘ als fragwürdig, arbiträr und weitgehend brüchig erscheinen (vgl. ETTE 2022b:10).

Die Leber ist nicht nur unverzichtbar für das Leben des Ich, sie besitzt auch ein Eigen-Leben, das es zu respektieren gilt. Zugleich zeigt sich, dass Leben immer Zusammenleben ist, Leben im Plural. Die Pluralisierung des Lebensbegriffes impliziert, dass Leben in der Einzahl körperlich gar nicht lebbar ist: Ohne ein Zusammenspiel aller Organe, aller ‚Lebenskräfte‘ geht es nicht. Der Körper-Leib wird so zum Raum eines orchestrierten Zusammenlebens, insofern *symbiotische* Beziehungen die Grundlage bilden.

⁷ Vgl. hierzu die Texte von Jean-Luc Nancy, Francisco J. Varela und DAVID WAGNER einbeziehende Studie von KRÜGER-FÜRHOFF 2014:123-135 und KRÜGER-FÜRHOFF 2012.

Die *Lebertransplantation*, die als mehrstündige Operation in Form einer Abfolge heller und dunkler Seiten in einer an Laurence Sternes *Tristram Shandy* erinnernden Darstellungsweise in Szene gesetzt ist, erweist sich als *Lebenstransplantation*, in deren Verlauf nur durch das Zusammenspiel unterschiedlicher Leben am Leben gehalten werden kann. Es entspinnt sich ein großer, vielfachst gebrochener Erzähltext über das Leben, der wie in WAGNERS Debütroman *Die nachtblaue Hose* zwar die „Mikroskopien des Alltags“ und den Weg zu den „winzigen Dingen des Lebens“ (ORTHEIL 2001:733-738) meisterhaft beherrscht, zugleich aber nun die große Frage nach dem Leben – wenn auch mit vorsichtigen alltäglichen und bisweilen mikroskopischen Gesten und Mikronarrativen – zu stellen wagt. Wie in WAGNERS Erzählband *Was alles fehlt* geht es um ein „Leben, in dem man kein Ankommen findet“ (KRAMATSCHEK 2003:194) – um dann doch aus einem Kampf um das Erleben in einen Kampf ums Überleben und Zusammenleben hineingezogen zu werden. Im sprachlichen Zusammenspiel von Leben und Leber entsteht eine literarische Transplantation, die im Zusammenwirken der transplantierten medizinischen, philosophischen, autobiographischen und essayistischen Diskurse genauso – und zugleich anders – unter die Haut geht.

Der ‚erfundenen‘ schönen lebensspendenden Toten wurden gewiss nicht nur die Leber, sondern sicherlich auch das Herz, die Bauchspeicheldrüse oder die Nieren entnommen. Diese aber stellen nun eine relationale Vielbezüglichkeit mit anderen Körpern, mit anderen Leibern, mit anderen Menschen her, die andere Transplantationsprozesse durchliefen. *La Flaca* steht für eine Konvivenz, die keine monogamen, sondern (passend zu den Frauenbeziehungen des Ich-Erzählers) polygame Züge aufweist und damit vor allem viellogisch geprägt ist. Eine offene rhizomatische Strukturierung entsteht, welche die einzelnen Körper-Leiber, die einzelnen Subjekte transzendiert. Das Leben mit der Leber einer (oder eines) Anderen ist damit nicht ein bloßes Weiter-Leben, sondern ein Leben, das sich der Tatsache bewusst geworden ist, dass es nur als Zusammenleben Leben gibt. Jenseits der transplantierten philosophischen wie medizinischen Diskurse führt dies der Band mit den Mitteln und Verfahren der Literatur auf ästhetisch überzeugende Weise vielstimmig vor Augen. DAVID WAGNERS *Leben* entfaltet das Lebenswissen der Literatur als ein ebenso vieldeutiges wie viellogisches ZusammenLebensWissen (vgl. ETTE 2022b:14).

Die Bettszene mit *La Flaca* bündelt diese verschiedenen Ebenen des Organischen, des Erotischen und des Kollektiven insofern auf eine ästhetisch vollkommene Weise, als die hier inszenierte Liebeszene sich in einem Krankenzimmer abspielt, wo die Schwestern und Pfleger ganz selbstverständlich allgegenwärtig sind. Die Welt von DAVID WAGNERS *Leben* ist die Welt des Kran-

kenhauses. Und das Krankenhaus ist die Welt, genauer: ein präzises *WeltFraktal*. In dem auch die Migrationen nicht fehlen dürfen, gibt es doch eine Vielzahl von Nicht-Europäern in dieser Welt, in der sich alles im Krankenhaus bündelt.

Es kann uns nicht verwundern, dass das Krankenhaus über unendliche Flure und Treppen im Innern in verschiedenste Stationen gegliedert ist. Die einzelnen Stationen bilden unterschiedliche Inseln, von denen jede einzelne ihre nicht zuletzt auch disziplinar je eigene Insel-Welt mit ihrer eigenen Logik (und mit ihren eigenen Ärzt_innen) bildet. Jede *Insel-Welt* aber ist wiederum Teil und Bestandteil einer archipelischen *Inselwelt*, in der die unterschiedlichen Logiken und Inseln untereinander und miteinander archipelisch wie transarchipelisch verbunden sind. Mit dem Rollstuhl oder dem rollenden Krankenhausbett – „Das Krankenhausbett ist eigentlich ein Fahrzeug, es hat vier Räder, es ist ein Krankenwagen, ich liege und gleite dahin, werde über lange Flure gefahren und in einen Aufzug geschoben.“ (KRAMATSCHEK 2003:20) – werden die großen Distanzen überwunden, so wie sich Inseln nur mit spezifischen schwimmfähigen Fahrzeugen ansteuern lassen. Dabei ist alles in unablässiger Bewegung: Jede Insel ist multirelational mit allen anderen Inseln dieser hochkomplexen Welt vernetzt. Und stellen diese sich überlagernden archipelischen und transarchipelischen Insel-Welten nicht ein Modell des eigenen Körper-Leibes dar, in welchem sich die Organe auf ähnliche Weise miteinander vernetzt haben?

Die Welt des Krankenhauses ist voller Leben. Ständig wechseln die Menschen, die neben dem Bett der Ich-Figur im Krankenzimmer erscheinen: Menschen aus Berlin, dem Libanon oder Sibirien tauchen auf und verschwinden wieder, werden geheilt oder mit der Nachricht ihres baldigen Todes entlassen, zeigen sich mit ihren Ehefrauen, Geliebten, mit ihren Familien oder Arbeitskollegen, verweisen auf andere Sozialisationen und Gewohnheiten, auf andere Berufe und Lebenswelten, auf andere Sprachen und Kulturen. Dazu die Welt der aus verschiedensten Teilen der Erde stammenden Krankenpfleger, Krankenschwestern und Ärzte. Ja, es gibt ein Außerhalb des Krankenhauses, aber dieses Außerhalb ist im Fraktal des Krankenhauses immer schon präsent (vgl. ETTE 2022b:14). Im Krankenhaus konfigurieren sich modellartig alle Räume des Zusammenlebens.

7. Fazit

So lange ich schreibe und – dies wusste auch Scheherazade – solange ich erzähle, lebe ich und habe ich überlebt, kann ich auf weiteres Leben und Überleben hoffen. Die kluge und umsichtige Erzählerin Scheherazade verkörpert so

etwas wie die Ökonomie einer Literatur, die stets um ihren eigenen prekären Status weiß und eben darum – mit dem Mittel der Schrift – nach Ewigkeit, nach Unsterblichkeit trachtet. Und Scheherazade erzählt und erzählt. In der großen Figur von *Tausendundeiner Nacht* haben die Literaturen der Welt auf der Ebene der Rahmenerzählung bereits vor Jahrtausenden eine Figur geschaffen, die sich nicht nur gegen das Sterben, gegen den Tod, auflehnt und von der Gewalt berichtet, sondern diese Gewalt in einen Schöpfungsakt transformiert, welcher nicht nur der Erzählerin das Leben rettet. Literatur ist in ihrem Kern weit mehr als ein Erzählen von Gewalt: Sie ist ästhetische *Transformation* von Gewalt. Auch im Leben der Literatur ist der Tod stets allgegenwärtig – als Bedrohung, als Antrieb, als unverzichtbarer Bestandteil des Lebens. Das bedrohte Leben in Kreativität zu transformieren: Dies ist die Kraft der Literatur, die tief aus der Gewalt schöpft.

Literatur bietet gegen die Gewalt keinen Widerstand auf, der nur Gegen-Gewalt wäre, sondern Widerständigkeit, die der Gewalt ihre Kraft abtrotzt. Es ist diese Widerständigkeit der Literaturen der Welt, welche quer durch die Experimentierräume und Laboratorien des Schreibens das Lebens- und Zusammenlebenswissen der Literaturen der Welt schafft und dadurch die großen und umfassenden, aber auch die scheinbar kleinen, auf menschliche Körperdimensionen reduzierten Räume des Zusammenlebens bildet. Wir begreifen, dass Transplantation Fragen einer organischen Konvivenz, ja einer Ökologie der Konvivenz aufwirft, die wir keinem medizinisch-biowissenschaftlichen Fächerensemble mit seinen präzisen, aber letztlich armen Diskursen allein überlassen dürfen. WAGNERS *Leben* zeigt, wie dieser medizinische Diskurs in eine Polyphonie von verschiedensten Diskursen überführt wird, die zueinander in einem Verhältnis der Äquipollenz stehen. Mag im Krankenhaus auch der medizinische Diskurs vorherrschen: in DAVID WAGNERS polylogischen Mikrotexten tut er dies nicht.

In einer Wissenskonstellation, die sich wie im Falle der Literaturen der Welt aus vielen Ursprüngen ableitet und die aus vielen Sprachen und Kulturen kommt, die Jahrtausende durchquert hat und stets alle überlebte, die sie totgesagt haben, lässt sich die Frage nach dem Leben nicht aus einer einzigen Disziplin auf adäquate Weise ableiten. Auf die Frage nach dem, was Leben ist, versuchen die Literaturen der Welt, durch den Rückgriff auf die unterschiedlichsten Traditionen, die verschiedenartigsten Blickwinkel, die vielfältigsten Sprachen und Diskurse nicht eine, sondern viele polylogische und gleichermaßen gültige, äquipollente Antworten zu geben. Allein die Literaturen der Welt verfügen quer zu den Epochen, den Kulturen, den Sprachen oder Weltregio-

nen ein Lebenswissen zu entfalten, das im Kern die Frage nach den Räumen der Konvivenz enthält. Die Literaturen der Welt sind heute mehr denn je für unsere Gesellschaften ein lebensnotwendiges Lebensmittel (ETTE / SÁNCHEZ / SELLIER 2013).

Literatur

- ADLOFF, FRANK / LEGGEWIE, CLAUS (eds.) (2014): *Les Convivialistes. Das konvivialistische Manifest*. Bielefeld.
- ARISTOTELES (1982): *Poetik. Griechisch / Deutsch*. Aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben von Manfred Fuhrmann. Stuttgart.
- BACHMANN-MEDICK, DORIS (2009): *Introduction: The Translational Turn*. In: *Translational Studies* (London) II, 1:2-16.
- BACHTIN, MICHAEL M. (1979): *Das Wort im Roman*. In: DERS.: *Die Ästhetik des Wortes*. Herausgegeben von Rainer Gröbel. Frankfurt a.M., 154-300.
- BARTHES, ROLAND (1957): *Mythologies*. Paris.
- BLUMENBERG, HANS (1986): *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a.M.
- CAILLÉ, ALAIN (2011): *Pour un manifeste du convivialisme*. Lormont.
- CHAKRABARTY, DIPESH (2009): *The Climate of History: Four Theses*. In: *Critical Inquiry* (Chicago) XXXV/2:197-222.
- CHAKRABARTY, DIPESH (2022): *Das Klima der Geschichte im planetarischen Zeitalter*. Aus dem Englischen von Christiane Pries. Berlin.
- DERRIDA, JACQUES (1996): *Le monolinguisme de l'autre ou la prothèse d'origine*. Paris.
- DESCOLA, PHILIPPE (2014): *Die Ökologie der Anderen. Die Anthropologie und die Frage der Natur*. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Berlin.
- DILTHEY, WILHELM (¹⁶1985): *Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing – Goethe – Novalis – Hölderlin*. Göttingen.
- ETTE, OTTMAR (2001): *Literatur in Bewegung. Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika*. Weilerswist.
- ETTE, OTTMAR (2005): *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin (*ÜberLebenswissen II*).
- ETTE, OTTMAR (2010): *ZusammenLebensWissen. List, Last und Lust literarischer Konvivenz im globalen Maßstab*. Berlin (*ÜberLebenswissen III*).
- ETTE, OTTMAR (2011): *Urbanity and Literature – Cities as Transareal Spaces of Movement*. In: Assia Djebbar, Emine Sevgi Özdamar and Cécile Wajsbrot. In: *European Review* (Cambridge) XIX/3:367-383.
- ETTE, OTTMAR (2012): *Konvivenz. Literatur und Leben nach dem Paradies*. Berlin.

- ETTE, OTTMAR (2013): *Viellologische Philologie. Die Literaturen der Welt und das Beispiel einer transarealen peruanischen Literatur*. Berlin.
- ETTE, OTTMAR (2014): *Vom Philosophieren ohne festen Wohnsitz*. In: DERS.: *Anton Wilhelm Amo: Philosophieren ohne festen Wohnsitz. Eine Philosophie der Aufklärung zwischen Europa und Afrika*. Berlin, 91-109.
- ETTE, OTTMAR (2016a): *Herausforderungen der Nanophilologie. Laboratorien des (narrativen) Wissens*. In: *Romanische Studien* 5:615-648.
- ETTE, OTTMAR (2016b): *Weiter denken. Viellologisches denken / viellologisches Denken und die Wege zu einer Epistemologie der Erweiterung*. In: *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte / Cahiers d'Histoire des Littératures Romanes* (Heidelberg) XL/(1-4):331-355.
- ETTE, OTTMAR (2016c): *Writing-Between-Worlds. TransArea Studies and the Literatures-without-a-fixed-Abode*. Aus dem Deutschen von Vera M. Kutzinski. Berlin / Boston.
- ETTE, OTTMAR (2017): *WeltFraktale. Wege durch die Literaturen der Welt*. Stuttgart.
- ETTE, OTTMAR (2022a): *Zum Verhältnis zwischen Natur und Kultur*. In: DERS. (ed.): *Was heisst und zu welchem Ende studiert man romanische Literaturwissenschaft? Potsdamer Vorlesungen zur Romanistik*. Berlin / Boston, 477-495.
- ETTE, OTTMAR (2022b): *Zur Einführung: Lebenswissen als ÜberLebensWissen – von Transplantationen und Verpflanzungen*. In: DERS.: *Geburt Leben Sterben Tod: Potsdamer Vorlesungen über das Lebenswissen in den romanischen Literaturen der Welt*. Berlin / Boston, 1-34: <https://doi.org/10.1515/9783110751321-001>.
- ETTE, OTTMAR / JURT, JOSEPH / SÁNCHEZ, YVETTE (eds.) (2007): *Die Schweiz ist Klang. Mit einer Audio-CD*. Basel.
- ETTE, OTTMAR / SÁNCHEZ, YVETTE / SELIER, VERONIKA (eds.) (2013): *LebensMittel. Essen und Trinken in den Künsten und Kulturen*. Zürich.
- GROBER, ULRICH (2010): *Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs*. München.
- HUMBOLDT, ALEXANDER VON (2023): *Auf dem Weg zum ökologischen Denken. Drei Texte*. Herausgegeben von Ottmar Ette. Ditzingen.
- HUNTINGTON, SAMUEL P. (1996): *The Clash of Civilizations*. New York.
- HUNTINGTON, SAMUEL P. (2004): *Who Are We? Die Krise der amerikanischen Identität*. Aus dem Amerikanischen von Helmut Dierlamm und Ursel Schäfer. Hamburg / Wien.
- INGOLD, FELIX PHILIPP / SÁNCHEZ, YVETTE (eds.) (2008): *Fehler im System. Irrtum, Defizit und Katastrophe als Faktoren kultureller Produktivität*. Göttingen.
- JAKOBSON, ROMAN (1971): *On linguistic aspects of translation*. In: DERS.: *Selected Writings. II. Word and Language*. The Hague / Paris, 232-239.
- KIMMICH, DOROTHEE (2011): *Lebendige Dinge in der Moderne*. Konstanz.
- KITTLER, FRIEDRICH A. (ed.) (1980): *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*. Paderborn / München / Wien / Zürich.

- KRAMATSCHKEK, CLAUDIA (2003): *Pein und Peinlichkeit. Sehnsuchtsgeschichten von Karen Duvé und David Wagner*. In: *ndl. neue deutsche literatur* (Berlin) LI/547 (Januar-Februar):193-195.
- KRISTEVA, JULIA (1988): *Etrangers à nous-mêmes*. Paris.
- KRÜGER-FÜRHOFF, IRMELA MAREI (2012): *Verpflanzungsgebiete. Wissenskulturen und Poetik der Transplantation*. München.
- KRÜGER-FÜRHOFF, IRMELA MAREI (2014): *Die neue Leber spricht Spanisch. Transplantationsnarrationen als Auseinandersetzung mit transkulturellen und biopolitischen Hybriditätsdiskursen*. In: ETTE, OTTMAR / WIRTH, UWE (eds.): *Nach der Hybridität*. Berlin, 123-135.
- LATOUR, BRUNO (2010): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Aus dem Französischen von Gustav Roßler. Frankfurt a.M.
- LEPENIES, WOLF (1997): *Die Übersetzbarkeit der Kulturen. Ein europäisches Problem, eine Chance für Europa*. In: HAVERKAMP, ANSELM (ed.): *Die Sprache der Anderen. Übersetzungspolitik zwischen den Kulturen*. Frankfurt a.M., 95-117.
- MAUL, STEFAN M. (2005): *Einleitung*. In: *Das Gilgamesch-Epos*. Neu übersetzt und kommentiert von Stefan M. Maul. München, 9-18.
- NADJ ABONJI, MELINDA (2010): *Tauben fliegen auf*. Salzburg / Wien.
- NADJ ABONJI, MELINDA (2013): *Piano Pianissimo*. In: ETTE, OTTMAR / SÁNCHEZ, YVETTE / SELLIER, VERONIKA (eds.): *LebensMittel. Essen und Trinken in den Künsten und Kulturen*. Zürich, 19-21.
- NÜNNING, VERA (2014): *Reading Fictions, Changing Minds. The Cognitive Value of Fiction*. Heidelberg.
- OLIVER, JOSÉ F.A. (1997): *Duende. Meine Ballade in drei Versionen. Die Ballade vom Duende. La balada del Duende. S Duendelied*. Gutach.
- OLIVER, JOSÉ F.A. (2000): *fernlautmetz. Gedichte*. Frankfurt a.M.
- OLIVER, JOSÉ F.A. (2015): *Fremdenzimmer. Essays*. Frankfurt a.M.
- OLIVER, JOSÉ F.A. (2023): *In jeden Fluss mündet ein Meer*. Berlin.
- ORTHEIL, HANNS-JOSEF (2001): *Abschied vom Rhein. Loblied auf David Wagners „Meine nachtblaue Hose“*. In: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisch/es Denken* (München) LV/628 (August):733-738.
- SAKAI, NAOKI (2009): *Translation and Subjectivity. On „Japan“ and Cultural Nationalism*. Minneapolis / London.
- SÁNCHEZ, YVETTE / SPILLER, ROLAND (eds.) (2009): *Poéticas del fracaso*. Tübingen.
- STAROBINSKI, JEAN (1980): *Wörter unter Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure*. Übersetzt und eingerichtet von Henriette Beese. Frankfurt a.M. / Berlin / Wien.
- TAWADA, YOKO (1996): *Das Tor des Übersetzers oder Celan liest Japanisch*. In: DIES.: *Talisman*. Tübingen, 125-138.

WAGNER, DAVID (2009): *Für neue Leben*. Berlin.

WAGNER, DAVID (2013): *Leben*. Reinbek bei Hamburg.

Ottmar Ette

Prof. Dr. Seit 1995 Lehrstuhlinhaber für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Potsdam. Seine *Venia Legendi* umfasst die Romanischen Literaturen sowie die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. Im Zentrum seiner Forschung und Lehre stehen folgende Schwerpunkte: Alexander von Humboldt, Literaturwissenschaft als Lebenswissenschaft Konvivenz, TransArea Studies: Poetiken der Bewegung und Literaturen der Frankophonie und Hispanophonie (in und außerhalb Europas). Ette ist seit 2015 Leiter des Langzeitprojekts *Alexander von Humboldt auf Reisen – Wissenschaft aus der Bewegung* der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Darüber hinaus ist er Mittragssteller der DFG-Graduiertenkollegs „Sichtbarkeit und Sichtbarmachung“ (seit 2011), „Zwischen Räumen“ (Internationales DFG-Kolleg mit Mexiko seit 2009) sowie „lebensformen + lebenswissen“ (seit 2006).

Seine Tätigkeit als Herausgeber umfasst Buchreihen wie *mimesis – Romanische Literaturen der Welt*, *POINTE – Potsdamer Inter- und Transkulturelle Texte* und Zeitschriften wie *HiN – Alexander von Humboldt im Netz* und *Istmo (Revista virtual de estudios literarios y culturales centroamericanos)*.